Nr. 136. 43. Jahrgang.

Ausgabe für Berlin und Umgegend:
Montags-Ausgabe.

Berlin, 16. März 1914

Berliner Tageblatt
mit „Zeitgeist"

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Venus und die Suffragette.

T. W. Mary Richardson, die mit einem Beil die „Venus mit dem Spiegel" bearbeitete und sechs Monate Gefängnis erhielt, hat vor Gericht erklärt, sie liebe die Kunst, aber sie liebe mehr noch die Gerechtigkeit. Diese Verteidigungsrede hat vielleicht manchen etwas enttäuscht, und sie verrät uns nicht, warum Mary Richardson gerade das Werk des Velasquez, diese hüllenlos und wollig hingegossene Venus, zerhackte, die dem Beschauer eine teils langgestreckte und teils anmutig gewölbte Rückseite zeigt. Man begreift es ja, daß diese Miß in dem Verbrennen von Briefen und Briefkästen, im Zertrümmern von Fensterscheiben, im Durchschneiden von Telegraphendrähten und in den Peitschenattentaten gegen Minister keine wahrhafte Befriedigung mehr fand, und es ist nicht überraschend, daß der Zerstörungswahnsinn einer Suffragette einmal im Tempel der Kunst zum Ausbruch kam. Aber warum hat die fanatische Mary in der National Gallery nicht die fetten Kühe Potters zerstückelt, oder die Pferde und Reiter Wouwermans, warum ist sie an Turners leuchtenden, aufgeregten Meerbildern vorbeigegangen und an Reynolds aristokratischen Porträts? Warum hat weder das Rabbidildnis Rembrandts, noch van Dycks Karl I., noch van Romberswaels geldzählendes Wuchererpaar ihren kriegerischen Zorn gereizt, warum hat sie, wenn sie einen Velasquez treffen wollte, nicht den schwarzbärtigen Kriegsmann Don Diego de Silva überfallen, und wenn sie ein Frauenbild als Opfer brauchte, weder die sittigen Beterinnen Raffaels und Bellinis, noch die breitbehäbige alte Dame des Franz Hals? Wir hatten geglaubt, Mary Richardson würde vor dem Richter dieses psychologische Geheimnis enthüllen. Und wenn sie in die Tiefen der eigenen Seele geblickt und sich gewissenhaft geprüft hätte, dann hätte sie sich gewiß nicht mit der banalen Gerechtigkeitsphrase begnügt.

Ich habe die fleischliche Schönheit der Venus verunstaltet, hätte sie dann gesagt, weil es auf dem Wege, den wir Suffragetten gehen, kein gefährlicheres Hindernis als diese fleischliche Schönheit gibt. Ich habe mit dem Beil ihre herausfordernd rundlichen Formen zerfetzt, weil die meisten Frauen, statt ihre Gleichberechtigung zu erkämpfen, den seilen Wunsch hegen, dem Manne zu gefallen und angenehm zu sein. Ich habe mich an der Venus vergriffen, weil die Mehrzahl der Männer in der Frau immer nur die Venus sucht, und ich habe auf die Göttin eures Liebesgartens losgeschlagen, weil ihre falsche Göttlichkeit nichts ist als eine Erniedrigung. Das ideale Ziel wäre, all' diese verführerische Aeußerlichkeit aus der Welt zu vertilgen, und alles zu zerhacken, was den Mann und die Frau zur Liebe verlockt, denn Liebe ist die Unterwerfung unter einen fremden Einfluß und Gedanken, und sie führt die Frauen immer wieder zum Verzicht auf den eigenen Willen und zur Abhängigkeit. Immer wieder wird der Selbständigkeitsdrang der Frau erlahmen, solange dieser Instinkt die Menschen beherrscht. Darum hasse ich eure Venus und das, was ihr frivol und schwachsinnig die Schönheit nennt

In England hat man neben der kühl ordnenden, keiner Bevormundung bedürfenden Vernunft von jeher solche exaltierten Seelenstimmungen gesehen. Zu dem höchsten und uns fernsten Besitz des britischen Volkes, dem Respekt vor der Freiheit des Individuums, hat sich immer ein wenig, wenn auch in langen Perioden nur im Hintergrunde und ohne öffentliche Bedeutung, jener mystische Eifer gesellt, den Gobineneaus Savanarola mit den Worten: „Ein gutes Werk ist nie ein willkommener Gast; Gewalt muß ihm die Tore öffnen!" halb reuig und halb unnachgiebig eingesteht. Können die verrückten Gewalttaten der englischen Suffragetten wirklich den nach gänzlicher Gleichstellung strebenden Frauenrechtlerinnen die Tore öffnen, oder liefern sie nicht gerade den Gegnern, die sich auf die mangelnde Objektivität, auf die meist ins Extreme gehende Auffassungsart der Frauen berufen, ein gefährliches Argument? Unter den männlichen Politikern Englands sind die Anhänger des Frauenstimmrechts sehr zahlreich, bei der Wahlrechtsdebatte im Unterhause, im Januar des vorigen Jahres, haben nicht nur Liberale, sondern auch konservative Führer wie Balfour und Bonar Law sich zu solcher Anhängerschaft bekannt, im Oktober hat Lloyd George in Swindon geäußert, „die Männer und Frauen würden zusammen manches besser machen," und er hat die hemmende und hindernde Wirkung der Suffragettenpropaganda beklagt. Den Suffragetten, die eine solche Propaganda für förderlich halten, ist in der Tat der Rest jener Logik abhanden gekommen, die nach der Behauptung unfreundlicher und oft wohl selbst nicht denkfester Männer manchen Frauen fehlt. Nichts ist unlogischer, als der Steinwurf gegen ein Schaufenster, und als all diese Heldentaten in ihrer zweckwidrigen Brutalität.

Ist die Religion des Frauenstimmrechts so absolut glücksichernd, müßte sie so gewiß den Himmel auf die Erde herunterzaubern, daß die paradiesische Verheißung als eine Entschuldigung für soviel stupide Taten und für das falsche Märtyrertum der Suffragetten gelten kann? Die Arbeiterinnen würden mit den Arbeitern stimmen, eine große Zahl der anderen Frauen wäre in wichtigen Fragen ungemein konservativ, und die Welt sähe auch nach der Einführung des allgemeinen Stimmrechts im Guten wie im Schlimmen nicht sehr verändert aus. Vor allem aber würde sich wenig ändern, weil nun einmal die Instinkte, die zur geistigen Beeinflussung der Frau durch den Mann führen, weder mit dem Beil noch mit dem Stimmrecht zu vernichten sind, und diese Instinkte würden auch noch weiter leben, wenn Miß Mary Richardson den Wunsch ihres Herzens befriedigen könnte, allen zur Liebe reizenden Liebreiz ausgetilgt zu sehen. Die natürlichen Triebe und Gefühle der Menschheit würden sich nicht wandeln und nur der Schönheitssinn nähme neue Formen an. Die politische Reform kann hier nur in beschränkten Grenzen wirken, weil die Natur sich nicht reformieren läßt. Für die Mehrheit der Frauen, wenn auch vielleicht nicht für alle, werden Liebe und Freundschaft, werden Neigung und Abneigung, werden die verschiedenartigen Eindrücke im Verhältnis zum Manne geistig und also auch politisch immer mitbestimmend sein. Nicht Frivolität, sondern nüchterne Betrachtung nötigt zu der Erkenntnis, daß Venus selbst mit dem zerhackten Hinterstück und der zerschlagenen Nase die Stärkere bleibt.

Die deutsch-französische Kongogrenze.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

y. Paris, 15. März.

Die deutsch-französischen Verhandlungen über die Regelung der Grenze im Kongogebiet sind jetzt in einen neuen Abschnitt eingetreten. Wie erinnerlich, waren zur Feststellung der Grenze gemäß dem Abkommen vom 4. November 1911 eine deutsche und eine französische Mission in der Kolonie tätig. Diese Missionen haben seit ihrer Rückkehr ihre Arbeiten getrennt fortgesetzt, und sie werden nach deren Abschluß nun gemeinsam die Punkte der Grenze studieren, über die man sich bisher noch nicht einigen konnte. Wie der „Matin" mitteilt, ist der Chef der französischen Mission, Louis Périquet nach Brüssel gereist, wo er mit Hauptmann v. Ramsay und Major Zimmermann von der deutschen Mission zusammentreffen und über die strittigen Fragen verhandeln wird.

Bei dem Kranken von Grisolles.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten.)

VA Grisolles, 15. März.

Der Ort Grisolles in Südfrankreich, in dem der Oberstleutnant v. Winterfeldt krank liegt, ist ein Ding zwischen Dorf und Stadt, von gemäßigt südlichem Charakter in Bauart und Vegetation. Er liegt in der weiten Ebene der Garonne, jetzt unter dem ersten dichten Schleier der Baumblüte, und es ist eine große Stille um ihn her. Auch ist die Luft rein, weil keine Fabriken weit in der Umgebung sind, und ein kühlender Hauch kommt von den Pyrenäen her, deren schimmernde Gletscher man fern im Dunste sehen kann. Das ist ein Ort, wie gemacht, um eine Krankheit loszuwerden. Aber der deutsche Militärattaché hat es nicht mit einer Krankheit zu tun, sondern mit dreien, und jede nimmt es ernst auf Tod und Leben.

Das Haus, in das man damals den Kranken brachte, gehört einem reichen Grisoller Bürger, und ist mit einem etwas schweren, großväterlichen Komfort ausgestattet. Der Bürger gab sein Haus mit Freuden her und wohnt nun schon seit sechs Monaten in irgendeinem Logis. Das Haus hat nur einen engen Hof und ein Garten fehlt ihm, der für eine Rekonvaleszenz gut gewesen wäre. Aber die Nachbarn hatte einen Garten und sie gab ihn mit derselben Freude her, einen schönen sonnigen Garten mit zwei südlichen Zederbäumen darin. Das Ganze ist jetzt eine Art Lazareti geworden. Die Gänge und Zimmer wimmeln von Soldaten, Aerzte laufen geschäftig durch die Türen, und auf der Straße knattert das Automobil, das den berühmten Chirurgen aus Paris gebracht hat.

Frau v. Winterfeldt hatte die geduldige Nachsicht, mir in der aufgeregten Mittagsstunde, als gerade die große Konsultation vorüber war, einige Worte mitzuteilen. Sie sprach von dem ärztlichen Bulletin, das eine unruhige Nacht, eine leichte Besserung in der im allgemeinen bedenklichen Lage feststellte, und erzählte dann den Verlauf der Tragödie. Nach dem unsagbar komplizierten Unfall, der fast das ganze Innere zerstörte, waren zwei Operationen notwendig. Sie verliefen gut, schwächten aber sehr. Dann kam in den ersten Monaten dieses Jahres eine leise Besserung; der Kranke stand auf, las Bücher und verfolgte in den Zeitungen den Verlauf der französischen Politik. Vor einer Woche kam dann die große Krisis: das einzige Organ, das bisher ruhig verblieben war, die Niere, rebellierte, und es mußte geschnitten werden: bei 40,5 Grad und 144 Puls. Jetzt ist der entsetzlich gepeinigte Mann so danieder wie bei Beginn der ganzen Krankheit.

Von den Aerzten, die Herrn v. Winterfeldt pflegen, sprach seine Frau mit lebhafter Bewunderung; von ihrer Gewissenhaftigkeit, der Richtigkeit ihrer Diagnose, von ihrer sicheren Hand; namentlich Dr. Roy vom Militärlazarett hat Großes geleistet. Daß der ärztliche Dienst von der französischen Regierung organisiert

Wie ich Gutsbesitzer wurde.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Block.

Vor einigen Wochen saß ich im Speisewagen eines Schnellzuges neben einer Gruppe von Herren, die mir sehr sympathisch waren. Sie hatten alle große, kräftige Gestalten, von der Sonne gebräunte Gesichter und eine frische Ausdrucksweise, die wohltuend von dem literarischen Jargon abwich, der heute Mode geworden ist, am meisten bei denen, die keine Literaten sind. Außerdem genossen sie eine kalte Ente, oder vielmehr, um bei der geschichtlichen Wahrheit zu bleiben, sie hatten schon eine genossen und waren eben dabei, eine zweite gebrauchsfertig zu machen. Der Mann, der sich dieser Beschäftigung aufmerksam hingab, hatte Kenntnisse in dieser Art von Ornithologie. Er probierte erst den Mosel und dann den Schaumwein, danach probierte er der Sicherheit wegen beides noch einmal, und weil ihm etwas nicht recht zu stimmen schien, hätte er am liebsten noch ein drittes Mal probiert, wenn nicht der dicke Herr neben ihm gemahnt haben würde:

„Nun halten Sie mal ein bischen an, Nachbar, sonst bleibt von dem Vogel für uns nichts mehr übrig."

Worauf dann der Präparator nach einigem Kopfschütteln über diese unwissenschaftliche Methode den Sekt auf den Mosel goß und die Zitrone in dicken Streifen zu schälen anfing, damit nur um Gottes Willen nichts von der Schale in die Mischung käme. Denn die kalte Ente ist, wie ich zum Nutzen unerfahrener Leser erwähnen will, kein gebratenes Federvieh, sondern eine bekömmliche Mischung verständiger Getränke, die innere Leidenschaften sänftiglich abkühlt. Als das Werk vollendet war, nahmen alle mit ernster Sachlichkeit die Gläser in die Hände, hoben sie gegen einander in die Höhe und kosteten mit Behagen. Danach seufzte der Sprecher vernehmlich und äußerte mit Wemut und Ueberzeugung:

„Die Zeiten sind schlecht."

„Verdammt schlecht" bestätigten die anderen und tranken noch einmal.

Aus dieser melancholischen Betrachtung und aus noch einigen Gesprächsfragmenten die ich nicht überhören konnte, weil ich am gleichen Tische saß, gewann ich die Ueberzeugung, daß meine Nachbarn Gutsbesitzer wären, die von der landwirtschaftlichen Woche aus Berlin kamen; und nun sah ich sie mir erst recht mit stiller Sympathie an. Denn, um es ganz offen zu gestehen: ich weiß zwar, daß die Herren Agrarier meine Gesinnungsfreunde nicht leiden mögen, aber ich habe niemals diese Empfindung erwidert, sondern stets für die Leute vom Lande eine Vorliebe gehabt. Ich kann nichts dafür, daß mir diese unglückliche Neigung im Herzen sitzt; ich bin nun einmal für Freiluftmenschen, und wenn ich gelegentlich lese, daß die Freiheit der anderen Luft für sie ist, dann glaub' ich, solange ich irgend kann, an einen doskaften Druckfehler.

Nun, ein Speisewagen ist ja kein politisches Versammlungslokal und wer klug ist, der läßt sich belehren. In dieser Frühstückstunde erschienen mir die Anschauungen meiner Nachbarn sehr einleuchtend, und aus diesem Grunde sprach ich mit dem Kellner ein ernstes Wort, und befahl mir auch eine kalte Ente. Dieses Wagnis wirkte wie das berühmte Wort Schiboleth auf die Männer von Gilead, wenn es nämlich richtig ausgesprochen wurde; wer sich dafür interessiert, kann die Geschichte im Buch der Richter nachlesen. Kaum hatte ich „kalte Ente" gesagt, da wurden die Blicke der Nachbarn freundlicher, und als ich den ersten kräftigen Schluck genommen hatte, in dem Maß, wie ich es in meiner Jugend von würdigen Meistern gelernt habe, da lächelten sie sogar wohlwollend. Wir kamen ins Gespräch und redeten natürlich von den Feldern, an denen wir vorüber fuhren. Sie verstanden sehr viel von der Kultur der Aecker, ich hatte keine Ahnung davon. Da jedoch Kultur ein Begriff ist, über den sich mancherlei sagen läßt, auch wenn man nichts von ihm versteht, so schlängelte ich mich durch das heimliche Examen ziemlich glücklich hindurch, indem ich immer „Profit" oder „Wohlsein" rief, wenn mir eine verfängliche Frage allzu unbequem wurde. In Parenthese: diese Methode kann ich allen Examinanden empfehlen; wenn die Herren Examinatoren auf sie eingehen, wird es erheblich weniger Durchfälle geben — wenigstens geistige.

So verging ein halbes Stündchen, und dann standen drei von den Herren Oekonomikern auf, um in ihrem Coupé die Zeche auszuspielen. Der Vierte aber, der Künstler der kalten Ente, blieb mit mir am Tische sitzen, und nun wurde die Unterhaltung schwieriger.

„Sie kommen wohl auch aus Berlin?" fragte er.

Diese Vermutung konnte ich mit gutem Gewissen bestätigen.

„Wo waren Sie denn, bei Busch oder bei Schumann?"

„Bei Busch," sagte ich, und das stimmte auch, denn da hatte ich mir vor ein paar Tagen die Hunde am Trapez angesehen.

„Ich war bei Schumann," äußerte er nun nachdenklich, und fügte dann hinzu: „Wo sind Sie denn ansässig, wenn die Frage erlaubt ist? Hier nach Holstein zu können Sie doch nicht zu Hause sein, da müßten wir Sie doch kennen!"

Na, mein Geburtsland hab' ich noch nie verleugnet.

„Ostpreußen!" erwiderte ich und trank einen Schluck auf die Heimat.

„Aha, dann machen Sie also eine kleine Reise!" sagte er beruhigt. Darauf sah er mich noch einmal prüfend an, machte eine kleine Verbeugung und stellte sich vor:

„Müller, Müllerndorf — wenn Sie gestatten."

Ich durfte nicht unhöflich sein und schlug die Hacken zusammen:

„Block, Schönberg."

„Angenehm" sagte er.

„Sehr angenehm" sagte ich.

Dann tranken wir uns höflich zu und nun, nachdem jeder wußte, wer der andere sei, ging mein neuer Bekannter etwas mehr in die Details ein.

„Haben Sie schönes Land da unten?" fragte er.

„Das will ich meinen," rühmte ich die liebe Heimat. „Wälder und Seen, und reiche Felder; na, und von der Pferdezucht brauch' ich doch Ihnen nichts zu sagen, Herr Müller. Und ein Bernsteinbergwerk haben wir auch."

„Alle Achtung," meinte mein Nachbar, „das muß ja ein Staatsgut sein. Angekauft oder ererbt?"

„Teils, teils," erwiderte ich auf berlinisch, und der Himmel weiß, daß es wahr ist: denn die Güter in Ostpreußen sind wirklich teils angekauft, teils ererbt. Ich konnte also nichts dafür, daß Herr Müller aus Müllerndorf mich für einen Großgrundbesitzer hielt und fünf Minuten lang eine starke Hochachtung vor meiner bescheidenen Persönlichkeit verspürte. Dann nahte aber die Katastrophe.

„Haben Sie denn auch ein Schloß?" fragte er respektvoll.

Ich dachte an alle Luftschlösser, die ich in meinem Leben schon gebaut hatte, und lächelte resigniert.

„Ein Schloß, lieber Herr Müller? Sagen Sie lieber: Schlösser. Eines immer schöner als das andere, das eine an der See, mit einem Blick vom viereckigen Turm auf die Wellen unten und die meilenlangen Tannenwälder rings umher, das andere im Park mit den schön gepflegten Wegen, wo hinter vergoldeten Gittern fremde Vögel umher stolzieren und mit Gewächshäusern, in denen exotische Blumen duften. Das liebste ist mir aber doch immer das kleine Haus im Walde gewesen, ganz heimlich, nur für mich und noch Eine gebaut, in tiefer Stille; nur die Kirchenglocken hört man am Sonntag aus der Ferne. Ach — und die Marmorburg im Süden, auf dem Hügel mit den Lorbeerbäumen hätt' ich bald vergessen! In der Tiefe träumt das blaue Meer und in den leicht gekräuselten Wogen wartet ein weißes Schiff, um mich fort zu tragen in ferne Länder . . ."